

Zeitschrift: Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes

Herausgeber: Schweizerischer Gewerkschaftsbund

Band: 52 (1960)

Heft: 2

Artikel: Weh' dem, der keine Heimat hat! : die Not der algerischen Flüchtlinge in Tunesien

Autor: Rau, Christoph

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-353926>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

konzeption, eine Aufgabe, an der schon mehrere Kabinette gescheitert sind. Ob es Ibrahim gelingt, eine von der Mehrheit der politischen Kräfte akzeptierte Konzeption vorzulegen, ist fraglich. Sollten die bürgerlichen Kreise stark genug sein, eine Lösung durchzusetzen, die den Interessen der arbeitenden Bevölkerung zuwiderläuft, so ist eine harte Auseinandersetzung früher oder später nicht zu vermeiden. Im Interesse einer friedlichen und sinnvollen Aufbauarbeit sollte man deshalb schon frühzeitig die Gewerkschaften als Vertreter der Arbeiterschaft an der Verantwortung beteiligen, wie es heute in gewissem Umfang geschieht. Alle Strömungen dieses sich in schweren sozialen Umwälzungen befindlichen Landes zu koordinieren, ist ohnehin unmöglich. König Mohammed V., der sich zu wiederholten Malen öffentlich als Verbündeter der Arbeiterschaft bezeichnet hat, nimmt in dieser Auseinandersetzung zweifellos die schwierigste Position ein, da auch ein Araber nicht auf zwei Pferden zugleich reiten kann.

Dr. Wolf Donner, Köln.

Weh' dem, der keine Heimat hat!

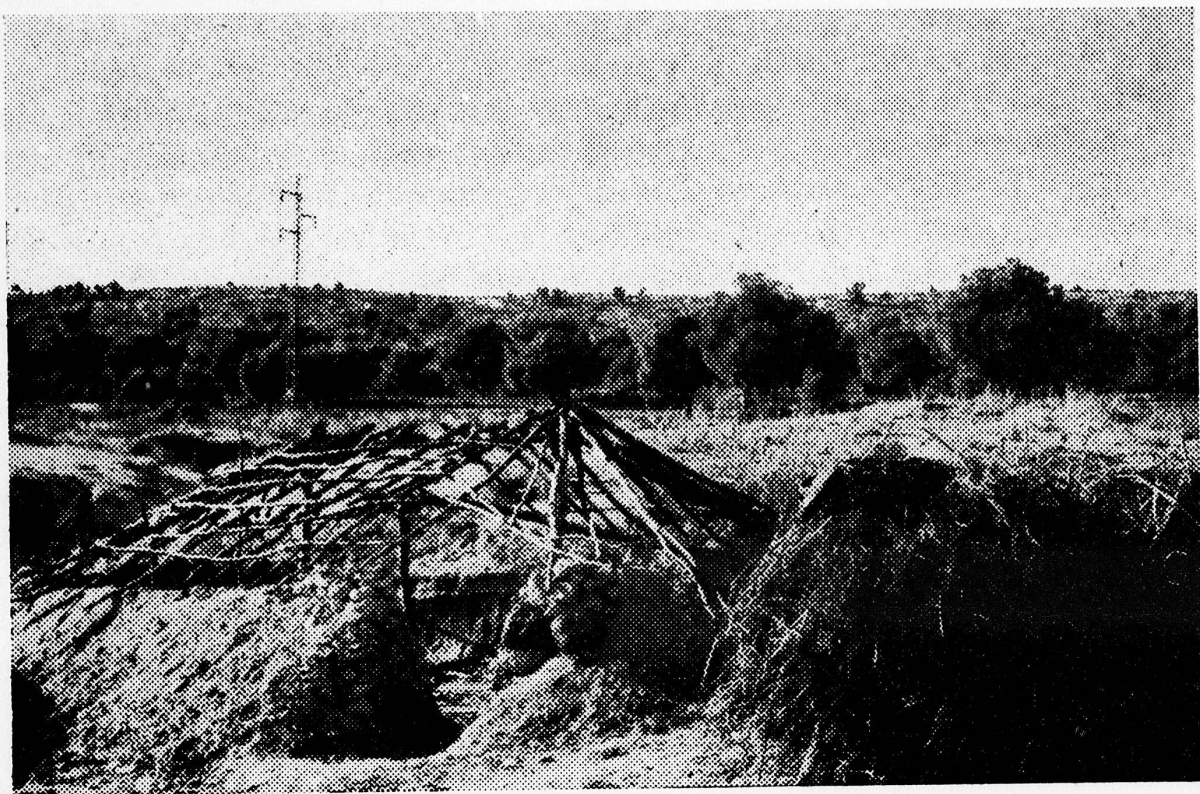
Die Not der algerischen Flüchtlinge in Tunesien

Nach mehreren Regentagen lag wieder Sonnenschein über den kahlen Höhenzügen, als wir am 22. Oktober 1959 auf der aufgeweichten Lehmplatte dem Flüchtlingslager Touiref entgegenfuhr. Touiref liegt in der Provinz Le Kef, in der Nähe des Stausees Melègue. – Der Schuppen eines verlassenen Eisenbergwerks tauchte auf, ein paar weißgekalkte Würfelhäuschen: das war das Dorf der Tunesier.

Dorf des Schweigens

Auf dem brachen Feld vor dem Bergwerk liegen einige Dutzend großer Stroh- und Reisighaufen zerstreut, zwischen denen sich einzelne Gestalten bewegen. Wir steigen aus und treten näher, kommen an einer frisch geschaufelten Grube vorbei, die von niedrigen Lehmwällen umgeben ist. Einige Aeste und Stöcke bilden das Dachgerüst, eine Lücke im Wall den Eingang. Der Haufen von Stroh, Gras und Reisig daneben ist offenbar für das Dach bestimmt. Hier entsteht ein «Gourbi», die Zuflucht einer Flüchtlingsfamilie.

Unversehens sehen wir uns von Menschen umringt. Aus allen Löchern und Schobern kriechen sie hervor, Kinder, Greise und Frauen, auch einige jüngere Männer, alle schmutzig und in zersetzten Kleidern. Der Ring schwillt an, immer Neue drängen sich herzu, hundert Augenpaare richten sich auf uns. Ich blicke in



Hier entsteht ein «Gourbi», Zuflucht einer Flüchtlingsfamilie, eine Grube, umgeben von Erdwällen, mit einem Dachgerüst aus Stöcken. Das Stroh ist für das Dach bestimmt; bei Regen bleibt das Wasser in der Grube stehen, der Lehm Boden wird zum Morast

ernste, leidgezeichnete Gesichter, jene scharfgeschnittenen arabischen Gesichter, die auch im Elend einen Zug von Stolz und Würde bewahren. Viele Köpfe sind in Schmerz und Ergebung gesenkt. Auch den Kindern steht der gleiche fragende Ernst auf den Gesichtern. Kein Lächeln, kein munteres Kinderwort. Alles schweigt; ich glaube mich an einem Grabe.

Plötzlich erhebt sich ein Weinen: das schwächliche Wimmern eines kranken Kindes. Ich wende mich um. Eine Mutter bemüht sich vergeblich, das kleine Mädchen zu beruhigen, das sie auf dem Arm trägt, ein zweijähriges Geschöpfchen mit wächsernem Gesicht, schweren Lidern und dünnen Aermchen.

Ich frage die Frau, woher sie komme und ob sie noch mehr Kinder habe. Der Gendarm des Dorfes, der uns begleitet, übersetzt, und die Frau antwortet bereitwillig. Sie erzählt die Geschichte ihrer Flucht mit einer schrillen, klagenden Stimme, die von der Stille des leeren Hochlandes aufgeschluckt wird.

Geschichte der Witwe Galai

Galai Messouda bent Mohamed heißt sie und kommt aus dem Dörfchen Ouled Dhia in der algerischen Provinz Souk Ahras, das nur wenige Stunden von der tunesischen Grenze entfernt ist. Zwei Winter ist sie schon hier. Im Frühling zuvor sind Flieger gekom-

men und haben Bomben auf ihre «Mechta» (ihr Dörfchen) geworfen. Ihr Mann ist unter den Trümmern liegengeblieben und auch ihr Sohn, der neunjährig war.

Da hat sie das Brot genommen, das noch übrig war, und ist geflohen mit den vier Kindern, die ihr geblieben waren: drei Mädchen von zehn, acht und vier Jahren und ein Neugeborenes. Nachts sind sie gewandert, zusammen mit Nachbarn, und tags haben sie sich vor den Fliegern verborgen. Sie haben das Brot gegessen, und als keines mehr da war, Gräser und Wurzeln, die sie am Wege fanden. Bald sind sie an der Grenze angelangt, aber sie haben eine ganze Woche warten müssen, bis es günstig war. An der Grenze ist die Maurice-Linie, ein dreifaches, hochgeladenes Stacheldrahtverhau. Die algerischen Partisanen haben ihnen schließlich geholfen, durchzuschlüpfen.

Und dann sind sie ins Lager gekommen. Zwei der Kinder sind schwer krank gewesen, von Hunger und vom Marsch. Nachbarn haben der Mutter geholfen, ihr Gourbi zu bauen. Nach einigen Wochen haben sich die Kinder wieder erholt. Aber dann ist der Winter gekommen. Im Winter ist immer eines oder zwei der Kinder krank. An Kleidern haben alle nur, was sie auf der Flucht (vor zweieinhalb Jahren!) auf dem Leibe trugen. Die Kleiderspende des Roten Kreuzes ist noch nicht bis Touiref gelangt.

Als ich auf Arabisch «danke» stammelte, huschte der Schatten eines Lächelns über einige Gesichter.



Die Getreideverteilung in Touiref



Flüchtlinge bauen das Heim für Flüchtlingskinder des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks in La Marsa

Zu Gast beim Elend

Auf meine Bitte wurde ich zu einem Flüchtling geführt, der Französisch sprach. Boussid Ahmed hat ein treuherziges, verwittertes Bauerngesicht und einen eingefallenen Mund mit zwei braunen Zahnstummeln. Er gilt als wohlhabend, denn er besitzt drei oder vier magere Hühner. In der Heimat, dem Dorf Barouba in Souk Ahras, hat er 12 Kühe, 25 Schafe und 40 Ziegen besessen. Aber dann sind eines Tages im vorletzten Frühling französische Tanks und Flugzeuge gekommen. Sein Bruder, seine Schwester und zwei Kinder sind von Splintern getötet worden, die ganze Mehta ist zusammengestürzt und verbrannt.

Da ist er mit seiner Frau und seinem zweijährigen Kind geflohen. Vier Stunden weit war es bis zur Grenze, und vierzehn Tage haben sie gewartet, bis sie – dank der Hilfe der Partisanen – einen Durchschlupf durch das Drahtverhau gefunden haben. Und dann ist Boussid hierhergekommen und hat sich ein Gourbi gebaut. Doch nirgends hat er Holz fürs Dachgerüst auftreiben können. Schließlich hat der Statthalter von Le Kef geholfen.

Boussid lud mich ein, in seine Hütte zu treten. Kriechend zwängte ich mich durch das Eingangsloch. Nahe dabei, noch schwach erhellt, lag die Feuerstelle. Beim Kochen mußte der Rauch den ganzen Raum füllen und durch das Strohdach und das Türloch entweichen. Nachdem sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben,

gewahre ich im Hintergrund eine Erhöhung, wohl das Lager, mit einem Bündel darauf, aus dem klägliches Kindergeschrei ertönt. Da sitzt ja die Frau! Wie ich grüßend näher trete, weicht sie zurück wie ein aufgeschrecktes Wild. «Jetzt sieht's wieder besser aus in der Hütte», sagt Boussid, «letzte Woche, da ist es böß gewesen. Es hat die ganze Zeit geregnet, und das Dach läßt überall durch, der ganze Boden ist unter Wasser gewesen, es kann ja nicht ablaufen. Aber erst im Winter! Meine Frau ist zweimal mit einer Lungenentzündung im Spital von Le Kef gewesen. Das zweitemal habe ich geglaubt, sie sterbe mir.»

Er sprach mit seiner Frau und bewog sie schließlich, aus der Hütte zu kriechen und sich photographieren zu lassen.

Ich bin überrascht, einer jungen Frau gegenüberzustehen, deren Züge zwar vom Schmerz gezeichnet, aber von ungewöhnlicher Schönheit und Würde sind. Das Kind wimmert immer jämmerlicher. Kaum habe ich abgedrückt und mich bedankt, ist die Frau schon ins Dunkel der Hütte zurückgeglitten. Sie sei so schüchtern, sagt Boussid, daß sie sich nicht unter die Lagergenossen mische. Er hat ihr darum ein Vordach gebaut, wo sie im Licht sitzen kann und dennoch vor zudringlichen Blicken geschützt ist.

Es war ein außergewöhnlicher Beweis von Vertrauen und Gastfreundschaft, daß dieser Bauer mich in seine Hütte bat und mir gar seine Frau zeigte. Mehr konnte er nicht für mich tun ...

Wir müssen helfen!

Im Dörfchen, vor dem Wachtlokal, vollzieht sich gerade die monatliche Getreideverteilung. Hunderte von Familienvätern warten seit Stunden geduldig mit ihren selbstgewobenen Säcken. Einer nach dem andern zeigt seine Karte und erhält sein Teil zugemessen. Die Tagesration eines Flüchtlings besteht offiziell (nach Angaben des Delegierten der Rotkreuzliga) aus 300 bis 500 Gramm Weizenkörnern und 9 Gramm Oel. Damit kochen sie den Couscous, den nordafrikanischen Griesbrei. Hinzu kommen 10 Gramm Zucker und im Monat 50 Gramm Seife. Kinder unter 8 Jahren erhalten alle zehn Tage eine Büchse Kondensmilch. Das macht auf den Tag alles in allem etwa 1300 Kalorien. Aber ein Mensch braucht ja 2500 bis 3000 Kalorien und außerdem hin und wieder Gemüse und Früchte, von Salz und Gewürzen ganz zu schweigen!

In Wirklichkeit sind die Rationen oft viel kleiner, denn die Zahl der Flüchtlinge steigt von einer Verteilung zur andern – trotz dem dreifachen Starkstromdraht an der Grenze. Im Frühjahr sprach man von 120 000 Flüchtlingen in Tunesien, im August zählte die Rotkreuzliga 145 000, und im Oktober waren bereits 151 000 Lebensmittelkarten ausgegeben!

Es gibt in Tunesien keine Flüchtlingslager mit Stacheldrahtzäunen und militärischer Bewachung wie jenseits der Grenze, in



Der Bauer Boussid mit seiner jungen Frau und seinem vierjährigen Töchterchen

Algerien. Die Flüchtlinge genießen in Tunesien laut Verfassung Freizügigkeit und Asylrecht. Grundsätzlich stehen ihnen die Spitäler offen wie Landesbürgern.

Wie aber soll Tunesien ein solches Heer von Flüchtlingen ernähren, da fast ein Drittel seines eigenen Volkes erwerbslos und dem Hunger nahe ist? Wie soll Tunesien die Flüchtlinge kleiden und beherbergen, da Tausende seiner eigenen Bürger in Lumpen gehen und in Erdhütten wohnen? Was haben die 14 000 Flüchtlinge aus Ungarn dem reichen 5-Millionen-Volk der Schweizer für Sorgen bereitet! Im armen, wirtschaftlich noch ganz unentwickelten Tunesien mit seinen weniger als 4 Millionen sind es bereits zehnmal so viele Algerier, und noch ist kein Ende des Zustroms abzusehen. Soll Hilfe gebracht werden, so muß sie von außen kommen – durch uns!

Der Winter erntet

Nun ist es auch im nordafrikanischen Hochland Winter geworden. Stürme fegen über die kahlen Berge. Regen wechselt mit Schnee, der auf den Hüttendächern taut, durch das schlechte Stroh hintropft und den Lehm Boden bedeckt. Und nachts kommt der Frost...

Ahmed Boussids Frau hat vielleicht schon ihre dritte Lungenentzündung, und es ist ungewiß, ob sie diese überlebt. Es ist unwahrscheinlich, daß das kleine kranke Mädchen der Witwe Galai den

Winter übersteht. Die Kinder sterben dahin wie die Fliegen. Aber noch mehr Kinder werden geboren – wie sollte es anders sein in den engen, freudlosen Hütten, wo Verzweifelte hausen? – Und doch sind sie alle Menschen wie wir, Bauern, die wie Ahmed Boussid redlich ihr Feld pflügten, bis eines Tages in ihrer Umgebung ein Partisanenangriff stattfand und die französische Armee auf ihr Dorf aufmerksam wurde.

Während wir reichen Schweizer an üppigen Tischen Weihnachten feierten und einander beschenkten, froren und hungerten Tausende von Menschen in ihren dunklen Erdhöhlen. Wie viele wird dieser Winter hinwegraffen? Ist es nicht unsere Schuldigkeit, von unserem Ueberfluß einen Teil hinzugeben, um ihr ungerechtes Los zu lindern?

Wir sind aufgerufen!

Das Elend der algerischen Flüchtlinge ist riesengroß und ohne Beispiel in der so «reichen» Geschichte der europäischen Flüchtlingsströme. Die rassisch und politisch Verfolgten der faschistischen und nazistischen Systeme in Zentral- und Südeuropa, in Italien, Oesterreich, Deutschland und selbst in Spanien waren sicher unglücklich genug und bedurften unserer Hilfe. Aber wenn sie ihre Heimat verlassen mußten, konnten sie sich doch meist in ein Land begeben, in dem wirtschaftlich geordnete Verhältnisse herrschten, und sie waren in jedem einzelnen Falle auch nicht annähernd so



Die Witwe Golai mit ihren vier Kindern; im Hintergrund einige Gourbis

zahlreich wie die algerischen Flüchtlinge. Die Länder Nordafrikas dagegen, die diese Flüchtlinge aufnehmen, in der Hauptsache Tunesien und Marokko, haben selbst und für ihre eigene Bevölkerung mit den brennendsten wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. In Tunesien ist nahezu ein Drittel der Bevölkerung arbeitslos, und ein großer Teil der übrigen erhält nur sporadisch schlecht bezahlte Gelegenheitsarbeit. Noch herrscht die Landwirtschaft vor, der Boden ist in weiten Gegenden karg, von eiskalten Winterstürmen und sengender Sommerhitze ausgedörrt, mit unzulänglichen, mittelalterlich anmutenden Methoden bearbeitet, und die Ernte reicht nach harter Arbeit kaum für den Bedarf der eigenen Familie aus. Die industrielle Entwicklung steht noch in ihren ersten Anfängen und ist durch das Fehlen wesentlicher Investitionsmittel stark behindert.

Wie soll ein solches Volk, ein solches Land für die Hunderttausende von zugeströmten Flüchtlingen sorgen? Es kann ihnen nur das nackte Asyl geben; für Unterkunft, Nahrung und Kleidung müssen die Flüchtlinge selbst sorgen. Aber wie sollen sie das?

Helpen, helfen, helfen!

Wir können und dürfen uns unserer Verantwortung nicht entziehen. Das Schicksal der Entwicklungsländer ist auch unser Schicksal, das Elend der algerischen Flüchtlinge geht uns alle an. Wenn wir nicht das uns mögliche tun, ihnen nach Kräften zu helfen, wird die Geschichte einmal gegen uns aufstehen und uns anklagen. Freiheit und Wohlstand sind nicht nur unser eigenes Verdienst, sondern in erster Linie Gaben, die verpflichten.

Das Schweizerische Arbeiterhilfswerk übt seit bald zwei Jahren seine hilfreiche Tätigkeit zugunsten der algerischen Flüchtlinge aus. Aber seine Mittel sind beschränkt, und seine bisherigen Aufrufe haben nur ein unzureichendes Echo gefunden. Es ist auf jeden, auch den kleinsten unserer Beiträge angewiesen. Zeuge der Solidarität des arbeitenden Schweizervolkes mit den Opfern einer fehlerhaften Wirtschaftsordnung, mit den wegen ihrer Rasse, ihres Glaubens oder ihrer politischen Ueberzeugung grausam Verfolgten, mit den Opfern von Katastrophen und Kriegen, muß und will das Schweizerische Arbeiterhilfswerk auch den unschuldigen Opfern des grausamen Krieges in Algerien Hilfe bringen. Wir aber müssen ihm die Mittel dazu zur Verfügung stellen.

Geldspenden sind auf das Postcheckkonto VIII 188 des Schweizerischen Arbeiterhilfswerkes in Zürich mit dem Vermerk «Algerienhilfe» einzuzahlen; Kleiderspenden, Seife, haltbare Lebensmittel (Konserven) nimmt das Sekretariat SAH, Quellenstraße 31 Zürich 31, entgegen.

Christoph Rau, Zürich.